



Munich Personal RePEc Archive

**An Upstart Narrative from the Nazi Era.
The autobiographical record of Erich
Heim from July 1941.**

Grieger, Manfred and Heim, Lars

2021

Online at <https://mpa.ub.uni-muenchen.de/115435/>
MPRA Paper No. 115435, posted 28 Nov 2022 06:00 UTC

Eine Aufsteigererzählung aus der NS-Zeit. Die autobiographische Aufzeichnung von Erich Heim vom Juli 1941

Herausgegeben und erläutert von
Manfred Grieger und Lars Heim

Der Nationalsozialismus im Braunschweiger Land verbindet sich mit großen Namen, und auch die regionalgeschichtliche Forschung konzentrierte sich bislang auf zentrale Persönlichkeiten.¹ Viel zu selten kam dadurch der schnöden Alltäglichkeit des Nationalsozialismus die wünschenswerte Aufmerksamkeit zu, sodass die hoffnungsgeladenen Illusionen der NSDAP-Parteigänger ebenso wie die korrumpierenden Beteiligungsleistungen des NS-Regimes weithin außerhalb der Wahrnehmung blieben. Weder die propagandistische Selbstdarstellung der NSDAP im Lande Braunschweig und die zeitgenössische Presseberichterstattung noch die in Entnazifizierungsverfahren eingebrachten Eigenaussagen oder Leumundszeugnisse bieten eine verlässliche Basis für die kritische Analyse der verbreiteten Geschichts- und Gesellschaftskonstruktionen. Tagebücher und andere autobiographische Texte, die ohne Publikationsabsicht entstanden sind, spiegelten zwar auch gesellschaftliche Erwartungen, jedoch individualisierten sie gleichsam in ihrem spezifischen Niederschlag nationalsozialistische Ideologeme und Stereotypen als Ausdruck der dominant gewordenen Weltanschauung und Wirklichkeitskonstruktion.²

Mit dem 1941 abgeschlossenen und für die Familie gedachten Ego-Text eines „Alten Kämpfers“ der NSDAP aus dem Braunschweiger Land soll nachfolgend ein Beispiel der Selbstsicht eines Bevorteilten des NS-Regimes vorgestellt werden, der die Selbstgewissheiten und die historischen Legitimitäten in einem familiären Umfeld ausbreiten wollte.³ Der Text musste aus Platzgründen gerade im ersten Teil gekürzt werden, der die familiäre Herkunft schildert und die Leistungsbereitschaft des aufstrebenden Arbeiterkindes unterstreicht. Womöglich wird überraschen, dass offen nationalsozialistische Ideologiefermente wie Antisemitismus, Rassismus und Antikommunismus keineswegs im Vordergrund stehen, sondern eher am Rande aufscheinen. Doch genau an diesem Punkt zeigt sich der besondere Erkenntniswert dieser Selbstkonstruktion. Der völkische Homogenisierungswunsch einerseits und andererseits die Vorstellung, dass der Nationalsozialismus erst eine

1 Ulrich MENZEL: Die Steigbügelhalter und ihr Lohn. Hitlers Einbürgerung in Braunschweig als Weichenstellung auf dem Weg zur Macht und die Modernisierung des Braunschweiger Landes. Braunschweig 2020; Bernhard KIEKENAP: Hitlers und Himmlers Henker. Der SS-General aus Braunschweig. Biografische Notizen über Friedrich Jeckeln (1895-1946). Braunschweig 2013; vgl. dagegen Reinhard BEIN (Hrsg.): Hitlers Braunschweiger Personal aus der Stadt Braunschweig und den damaligen Braunschweiger Landkreisen. Ein Projekt des Arbeitskreises Andere Geschichte. Braunschweig 2017.

2 Janosch STEUWER: „Ein Drittes Reich, wie ich es auffasse“. Politik, Gesellschaft und privates Leben in Tagebüchern 1933-1939. Göttingen 2017, S. 20ff.

3 Eine Scan-Kopie des Originals wurde dem Niedersächsischen Landesarchiv, Abteilung Wolfenbüttel (Signatur: 250 N Zg. 2020/14 Nr. 19) übergeben und kann dort zusammen mit ergänzenden Unterlagen eingesehen werden.

gerechte Anerkennung der eigenen Leistung ermöglicht habe, amalgamierten zu einer Abwertung der „Systemzeit“, wo Klassenkampf, Korruption und Niedergang geherrscht hätten, und zu einer Lobeshymne auf die nationalsozialistische Leistungsgemeinschaft, in welcher der in den 1920er-Jahren begonnene Aufstieg zu neuen Höhen und in den Schoß des kommunalen Dienstes führte. In dieser Perspektive brachte das nationalsozialistische Kollektiv der „Volksgemeinschaft“ durch Förderung der individuellen „Leistungsbereitschaft“ die Fähigsten an die richtigen Stellen – bezeichnenderweise spielte die NSDAP-Zugehörigkeit des Autors hierbei angeblich keine Rolle.

Erich Heim vollendete die als „Teil I“ bezeichnete und hier gekürzt abgedruckte Ausarbeitung im Juli 1941 im Moment der größten militärischen Erfolge, als Frankreich dem großdeutschen Macht- und Wirtschaftsraum eingefügt und die Rote Armee nach den ersten Schlachten in Auflösung begriffen schien. Insoweit unterstrichen die deutschen Siege den persönlichen Erfolg des im Sinne der Nationalisten rechten Mannes am rechten Platz. Heim erzählte die Geschichte des durch Strebsamkeit und Können errungenen sozialen Aufstiegs, der im Nationalsozialismus seine einstweilige Vollendung fand, ganz im Sinne einer nationalsozialistischen „Volksgemeinschaft“, in der nur die Tüchtigen durch ihre Arbeitsleistung die Aufstiegschancen zu nutzen wussten.⁴ Die Autobiographie gibt spezifische Einblicke in das betriebliche Leben und die Konfliktgeschichte von Groß- und Mittelbetrieben der Region, über die nur wenige Binnensichten vorliegen.

Der Text zeigt, wie die nationalsozialistische Macht zu Selbstverständlichkeiten der persönlichen Wirklichkeitsperzeption wurde und durch das tiefe Eindringen in die eigene Persönlichkeit nicht mehr gesondert hervorgehoben werden musste. Oberflächlich betrachtet eine persönliche Leistungsbilanz, die den Kindern und der Familie Achtung abverlangen wollte, zeigte sich der Autor mit seinem Text als nationalsozialistischer Aufsteiger, der seine vollständige Übereinstimmung mit der NS-Herrschaft zur Hintergrundbeleuchtung dimmte, weil er selbst im Kleinen schon Repräsentant der Macht geworden war. Insoweit ist der Text vor allem auch durch Auslassungen und Nichtbeachtung der repressiven Seite des NS-Regimes gekennzeichnet. Die Außerachtlassung von Staatsverbrechen wie der Inhaftierung, Ausraubung, Vertreibung und Ermordung von Juden und der blutigen Verfolgung politischer und sozialer Regimegegner bildete eine systemische Erleichterung sowohl der Herrschaftsausübung als auch der Beteiligung vieler „Volksgenossen“ an der Unterdrückung der Nichtdazugehörigen. Insoweit stellte die für die Nachkriegserinnerung charakteristische Ausblendung nur die Fortsetzung der bereits im Nationalsozialismus eingeübten Separierung des außerhalb der „Volksgemeinschaft“ Stehenden dar.⁵ Die Lebenswelten und das Denken von Führungskreisen der Kommunalverwaltung und der städtischen Daseinsvorsorge, die obgleich machtpolitisch subaltern, doch eine wesentliche Herrschaftsbasis des Nationalsozialismus bildeten, erhalten damit aus dem Privaten eine Rahmung ihrer langanhaltenden Regimeloyalität.

4 Malte THIESSEN: In der Leistungsdiktatur: Arbeiten, Anderssein und Bessersein in der „Volksgemeinschaft“. In: Frank BECKER/Daniel SCHMIDT (Hrsg.): Industrielle Arbeitswelt und Nationalsozialismus. Der Betrieb als Laboratorium der „Volksgemeinschaft“ 1920-1960. Essen 2020, S. 13-27.

5 Die Ausgrenzung der anderen wurde nicht abgespalten, sondern vielmehr vom Regime-Ich als selbstverständlich angesehen und dementsprechend mit der eigenen Berufsbiographie durch die lebensweltliche Trennung nicht in Verbindung gebracht und kann mithin, weil nicht zugehörig, auch nicht erinnert werden; zu dieser „neuen Art Gehirnverschaltung“ siehe Klaus THEWELEIT: Warum Cortés wirklich siegte. Technologiegeschichte der eurasisch-amerikanischen Kolonialismen. Berlin 2020 (Pocahontas, III), S. 397.

Eine Aufsteigererzählung aus der NS-Zeit

Der Autor, der am 6. November 1903 in Frellstedt in die Familie eines ungelerten Arbeiters hineingeboren worden war und evangelisch sozialisiert wurde, absolvierte nach der achtjährigen Volksschulzeit ab 1917 eine kaufmännische Lehre bei der Frellstedter Zuckerfabrik. Nach erfolgreichem Abschluss arbeitete er zunächst nach 1920 zunächst als Kontorist bei einer kleinen Helmstedter Privatbank und wechselte 1921 ins Lohnbüro des Tagebaus „Treue“ der Braunschweigischen Kohlen-Bergwerke AG bei Schöningen. Als Spätfolge der Inflationskrise verlor er dort am 15. März 1924 den Arbeitsplatz, fand aber unmittelbar bei der Braunschweiger Kartonagefabrik und Papierverwertung Christian Bruhn eine neue Anstellung.

Sein Beitritt zum Schlageter-Gedächtnisbund am 1. Dezember 1923 war mithin keine Reaktion auf eine persönliche Krise, sondern ein politisches Bekenntnis zur extremen Rechten. Denn der Schlageter-Gedächtnisbund bildete zwischen 1923 und 1925 eine Tarnorganisation der reichsweit verbotenen NSDAP.⁶ Ab 1927 verheiratet, erhielt Heim, der 1928 erstmalig Vater geworden war, 1929 bei der Firma Bruhn Prokura. Auch der am 1. November 1930 erfolgte Beitritt zur NSDAP mit der Mitgliedsnummer 337.640 stellte keine Reaktion auf seine persönlich verschlechterte wirtschaftliche Lage dar. Er zahlte regelmäßig seine Beiträge in der NSDAP-Ortsgruppe Giersberg, allerdings wurde seine Beitritts-erklärung nicht an die Mitgliederverwaltung in München weitergeleitet, sodass die zwischenzeitlich zum 1. Mai 1933 registrierte Parteimitgliedschaft und die Mitgliedsnummer 3.557.249 korrigiert wurden.⁷ Erich Heim beantragte aber im März 1937 erfolgreich eine Rückdatierung des Eintrittsdatum auf den 1. November 1930 und wurde parteiamtlich unter seinem ursprünglichen Eintrittsdatum und mit der niedrigen Mitgliedsnummer geführt.

Sein wohl auch mit Blick auf seine Bewerbung bei der Stadt Braunschweig und einen Wechsel in die Kommunalverwaltung gestellter Antrag, unter Hinweis auf seine Mitgliedschaft im Schlageter-Gedenkbund auch das Ehrenzeichen der NSDAP verliehen zu bekommen, scheiterte dagegen, da das Ehrenzeichen nach parteiinternen Regelungen nur für die ersten 100.000 nach der Neugründung der NSDAP am 27. Februar 1925 beigetretenen und ununterbrochen der NSDAP angehörenden „Parteigenossen“ gedacht war.⁸ Wenngleich er so nicht durch das „Goldene Parteiabzeichen“ für jeden als früher Gefolgsmann Hitlers erkennbar war, für seine nationalsozialistische Gesinnung sprach auch, dass er sich als „gottgläubig“ bezeichnete.⁹ Überdies übte er neben seiner Mitgliedschaft in der

6 NSDAP-Reichsschatzmeister an den Gauschatzmeister des Gaus Südhanover-Braunschweig vom 8.6.1937, S. 2 (Bundesarchiv Berlin, R 6361-II Nr. 353206); siehe https://portal.ehri-project.eu/units/de-002652-hann_210_i (aufgerufen: 19.9.2020). Ein zweibändiger Schriftwechsel der Bundesleitung des Schlageter-Gedächtnisbundes mit der Untergruppe Niedersachsen findet sich im NLA Hannover (Hann. 310 I, Nr. 317).

7 NSDAP-Gaukartei Heim, Erich (Bundesarchiv Berlin); NSDAP-Zentralkartei Heim, Erich (Bundesarchiv Berlin); NSDAP-Reichsschatzmeister an den Gauschatzmeister des Gaus Südhanover-Braunschweig vom 16.5.1936 (Bundesarchiv Berlin, R 6361-II Nr. 353206).

8 NSDAP-Reichsschatzmeister an den Gauschatzmeister des Gaus Südhanover-Braunschweig vom 8.6.1937 (ebd.).

9 NSDAP-Reichsorganisationsleiter, Parteistatistische Erhebung 1939 betr. Heim, Erich vom 29.6.1939 (ebd.); Horst JUNGINGER: Die Deutsche Glaubensbewegung als Zentrum der völkisch-religiösen Bewegung. In: Uwe PUSCHNER (Hrsg.): Die völkisch-religiöse Bewegung im Nationalsozialismus. Eine Beziehungs- und Konfliktgeschichte. Göttingen 2012, S. 65-102; DERS.: Die Deutsche Glaubensbewegung und der Mythos einer „dritten Konfession“. In: Manfred GAILUS/Armin NOLZEN (Hrsg.): Zerstrittene „Volksgemeinschaft“. Glaube, Konfession und Religion im Nationalsozialismus. Göttingen 2011, S. 180-203.

Deutschen Arbeitsfront und der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt in der DAF-Werkschar eine führende Stellung aus.

Für eine nazifizierte Kommunalverwaltung besaß er mithin nicht nur professionelle Fähigkeiten, sondern auch politische Vorzüge, als er zum 1. August 1937 als kaufmännischer Leiter des städtischen Betriebsamts eingestellt wurde, das zum 1. Januar 1938 mit der kommunalen Elektrizitäts- und Straßenbahn AG zu den Stadtwerken Braunschweig fusioniert wurde. Heim fungierte im neuen Unternehmen als stellvertretender kaufmännischer Direktor und Leiter der Personalabteilung.¹⁰ Da Heim nach späteren Angaben des Vorsitzenden des Städtischen Gesamtbetriebsrats, Vollmer, den leitenden Posten selbst „aufgrund seiner langen Zugehörigkeit zur NSDAP“ erhalten hatte, förderte er fast ausschließlich die „Parteigenossen“ unter seinen Mitarbeitern.¹¹ Als „alter Nazi bekannt“, erfreute er sich wegen seines jovialen Umgangs allgemeiner Beliebtheit bei seinen Untergebenen. Allerdings war er „unnachichtig in der Überwachung der Pflichterfüllung“.¹² Der 1945 reaktivierte Polizeipräsident Braunschweigs, der Sozialdemokrat Walter Buchterkirchen, beschuldigte Erich Heim, in dessen Parteizellenbereich er wohnte, ihn wegen seiner jüdischen Ehefrau angegangen und für deren Einweisung in das Lager 21 gesorgt zu haben.¹³

Uk-gestellt, erhielt er zum 1. Juli 1942 auch noch die Leitung des städtischen Wirtschaftsamtes, das für Bezugsscheinsysteme und für die Zuteilung etwa von Spinnstoffen und Schuhen, aber auch für Reifen-, Treibstoff- und Kohlenstelle zuständig war. Heim unterstanden auch die Betreuungsstellen für Obdachlose des Bombenkriegs und befand sich damit an einer örtlichen Schaltstelle für den Machterhalts des Nationalsozialismus.¹⁴ Sein Arbeitszeugnis sprach ihm das Verdienst zu, „schwere Versorgungsstörungen“ in Braunschweig vermieden und für einen „funktionierenden Nachschub an Waren“ für sogenannte Bombengeschädigte gesorgt zu haben.¹⁵

Kurz nach dem Einmarsch amerikanischer Truppen endete Heims Tätigkeit bei den Stadtwerken. Er begann am 5. Juni 1945 als Hilfsarbeiter bei den Helmstedter Braunschweigischen Kohlenbergwerken, bevor ihn die britische Militärregierung am 30. Juni 1945 wegen seiner NSDAP-Zugehörigkeit aus den städtischen Diensten entließ und ihm auch eine Führungstätigkeit in der privaten Wirtschaft verbot. Am 1. August 1947 wechselte er zur Braunschweiger Fleischwarenfabrik Bruno Kunath und betrieb ab 15. Oktober 1947 seine formelle Entnazifizierung.¹⁶ Um die „Möglichkeit einer Rehabilitierung“ abzusichern, verzichtete er gegenüber der Stadt Braunschweig auf alle „Rechte auf Rückkehr“ in die gehabte Position bei den Stadtwerken, sondern wollte stattdessen den

10 Die Personalakte hat sich im Stadtarchiv Braunschweig nicht überliefert, Stadtarchiv Braunschweig an Manfred Grieger vom 16.3.2020.

11 Protokollnotiz vom 8.12.1947 (NLA WF, 3 Nds 92/1 Nr. 7856); Städtischer Gesamtbetriebsrat an Vorsitzenden der Deutschen Denazifikations-Geschworenenbank vom 18.10.1947 (ebd.).

12 Erna Dolz, Erklärung vom 30.10.1946 (ebd.).

13 Walter Buchterkirchen an den Entnazifizierungs-Ausschuss für den Landkreis Helmstedt vom 14.12.1946, S. 1 (ebd.); siehe <http://www.stolpersteine-fuer-braunschweig.de/namen/buchterkirchen/> (eingesehen: 18.9.2020).

14 Dietmar Süß: Tod aus der Luft. Kriegsgesellschaft und Luftkrieg in Deutschland und Großbritannien. München 2011, S. 226ff.

15 Stadt Braunschweig, Wirtschaftsamt, Zeugnis vom 9.7.1945 (NLA WF, 3 Nds 92/1 Nr. 7856).

16 Military Government of Germany, Fragebogen Erich Heim vom 15.10.1947 (ebd.).

Eine Aufsteigererzählung aus der NS-Zeit

„Fähigkeiten entsprechend in der freien Wirtschaft ohne jede Einschränkung tätig sein“ können, also auch zur Prokuristentätigkeit zugelassen sein.¹⁷

Seine biographische Selbstaussage zur Eröffnung des Entnazifizierungsverfahrens gestaltete Erich Heim Mitte Oktober 1947 in geradezu paradigmatischer Weise zur Selbstviktimisierung.¹⁸ Sie enthielt die wesentlichen Argumentationen ehemaliger Nationalsozialisten, um sich selbst als rechtschaffenes Opfer der Nachkriegsverhältnisse auszugeben. Durch die Entlassung sei seine „28-jährige kaufmännische Laufbahn unterbrochen und die aus eigener Initiative gewonnenen Erfolge illusorisch“ geworden.¹⁹ Arbeitsamkeit und der Aufstiegswille hätten ihm, dem keine „begüterte Eltern für die Ebnung des Berufsweges“ zur Verfügung standen, zusammen mit solidem fachlichen Können und fester Beharrlichkeit die „spätere erfolgreiche Gestaltung der Laufbahn“ ermöglicht. Auf eine „Förderung außenstehender Stellen“, gemeint war die NSDAP, sei er nicht angewiesen gewesen, sodass er auch die Leitungspositionen in der Stadtverwaltung „ausschließlich als ein Produkt der Strebsamkeit und eines gewissen fachlichen Könnens“ verstanden wissen wollte, um jeglichen Verdacht auszuräumen, „Nutznießer des damaligen politischen Systems“ gewesen zu sein.

Zur Erklärung seines frühen NSDAP-Beitritts – die frühe Mitgliedschaft in der NSDAP-Tarnorganisation und seine Bemühungen um Verleihung des Goldenen Parteiabzeichens unterschlug Heim wohlweislich – führte er den verlorenen „Krieg mit seinen Begleiterscheinungen, die Unruhen, Streiks, der Parteihader, die Geldentwertung, der wirtschaftliche Niedergang und die damit verbundene Arbeitslosigkeit“ als Stationen auf dem „Leidensweg unseres Volkes“ an. Wie weite Teile der Bevölkerung habe er sich „nach geordneten und gesunden Verhältnissen“ gesehnt. Den „neuen Fanfaren“ sei er nicht auf Grund politischer Überlegungen gefolgt, sondern in der „bangen Sorge um meine junge Familie“, die das „Gespenst der Arbeitslosigkeit“ in ihm hervorgerufen hatte. Überhaupt wollte er sein politisches Bekenntnis nicht schlechthin als „strafbare Tat“ betrachten, da ansonsten „jede politische Bindung der Gegenwart und Zukunft schon den Keim einer späteren Bestrafung in sich tragen würde“. Dies würde nach Angaben von Heim „zur Selbstverstümmelung des eigenen Volkes führen“.

Seine Gebundenheit im völkischen Denken unterstrich auch die Einordnung seiner im Juni 1945 erfolgten Arbeitsaufnahme im Helmstedter Braunkohletagebau als Bemühen, „unserem Volke in ehrlicher und aufrechter Haltung nach besten Kräften zu dienen“. Er sah in dieser „Tat“ einen Beweis für seinen „Willen zur Mitarbeit“, hoffte aber wie im Nationalsozialismus, „dass diese Bereitschaft auch ihre Anerkennung finden“ werde. Überhaupt sei er bestrebt, sich seine „verlorene Existenz langsam wieder aufzubauen“. Bezeichnenderweise endete der biographische Rekurs mit der Rückkehr in den

17 Erich Heim an Entnazifizierungsausschuss der Denazifikations-Geschworenenbank Braunschweig vom 11.10.1947, S. 1 (ebd.); Erich Heim, Erklärung vom 15.10.1947 (ebd.).

18 Vgl. Hanne LESSAU: Entnazifizierungsgeschichten. Die Auseinandersetzung mit der eigenen NS-Vergangenheit in der frühen Nachkriegszeit. Göttingen 2020; Martin SABROW: Heroismus und Viktimismus. Überlegungen zum deutschen Opferdiskurs in historischer Perspektive. In: Potsdamer Bulletin für zeithistorische Studien 43/44 (2008), S. 7-20; Samuel SALZBORN: Kollektive Unschuld. Die Abwehr der Shoah im deutschen Erinnern. Leipzig 2020, S. 83ff.; Aleida ASSMANN: Das neue Unbehagen an der Erinnerungskultur. Eine Intervention. München 2020, S. 146ff.

19 Erich Heim an Entnazifizierungsausschuss der Denazifikations-Geschworenenbank Braunschweig vom 11.10.1947, S. 1 (NLA WF, 3 Nds 92/1 Nr. 7856)

kaufmännischen Beruf und der Hoffnung, an den früheren Karriereweg wieder anknüpfen zu können.

Denn die politische Entschuldung kam ebenfalls allmählich voran. Die Deutsche Denazifikations-Geschworenenbank Braunschweig ordnete Erich Heim noch in der Kategorie „eifriger Nazi-Unterstützer“ ein und beendete das Verfahren am 5. Januar 1948 mit der Empfehlung, ihn „aus dem öffentlichen Dienst zu entlassen und ihm keine leitende Stellung in der Privatwirtschaft zu gestatten“.²⁰ Seine Tätigkeit als kaufmännischer Angestellter „ohne Aufsichtsführung“ konnte Heim behalten, allerdings blieben Beförderungen ausgeschlossen. Wie bei den allermeisten anderen Entnazifizierungsverfahren spielte auch Erich Heim die Zeit in die Hände.²¹ Der angerufene Entnazifizierung-Hauptausschuss der Stadt Braunschweig entschied im schriftlichen Verfahren dagegen am 8. Dezember 1948, dass Heim zwar zu den Unterstützern des Nationalsozialismus gehört hatte, ohne dass aber eine „wesentliche Förderung des Nationalsozialismus angenommen“ wurde, was der Kategorie IV entsprach.²² Ihm wurde zwar noch das passive Wahlrecht abgesprochen und die Zahlung der Verfahrenskosten in Höhe von 300 DM auferlegt. Erich Heim verzichtete noch am gleichen Tage auf Rechtsmittel, sodass die Entscheidung am 11. Dezember 1948 rechtskräftig wurde und die NS-Zeit zumindest in rechtlicher Hinsicht hinter ihm lag.

Nach der Prokuristentätigkeit in der Fleischwarenfabrik Kunath und beim Likörhersteller Loeschigk sowie einer neunmonatigen freiberuflichen Großhandelsvertretung für Schokoladenfabriken gelang im April 1956 die Einstellung als Kaufmännischer Leiter der Stadtwerke Wolfsburg. Der späten Wiederaufnahme seines Karrierewegs folgte aber durch die Nichtberücksichtigung bei der Berufung von Stadtwerke-Vorständen aus Sicht von Erich Heim keine vollständige berufliche Wiedergutmachung.²³ Im Juni 1967 ging er in die Rente und verstarb am 3. November 1973 an einem Herzleiden. Der 1957 begonnene „Teil 2“ seiner Erinnerungen brach rasch ab.

20 Deutsche Denazifikations-Geschworenenbank Braunschweig, Eilert, Stellungnahme vom 5.1.1948 (ebd.).

21 Zur Entnazifizierungspraxis in Niedersachsen siehe Stefan BRÜDERMANN: Entnazifizierung in Niedersachsen. In: Dieter POESTGES (Hrsg.): Übergang und Neubeginn. Beiträge zur Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte Niedersachsens in der Nachkriegszeit. Göttingen 1997, S. 97-118; vgl. auch Manfred GRIEGER: Sartorius im Nationalsozialismus. Generationswechsel in einem Familienunternehmen zwischen Weltwirtschaftskrise und Entnazifizierung. Göttingen 2019, S. 143ff.

22 Entnazifizierung-Hauptausschuss der Stadt Braunschweig, Entnazifizierungs-Entscheidung im schriftlichen Verfahren vom 8.12.1948 (NLA WF, 3 Nds 92/1 Nr. 7856).

23 Inwieweit seine frühe NSDAP-Mitgliedschaft im Einstellungsverfahren und bei der Vorstandsberufung überhaupt eine Rolle gespielt hat, konnte nicht geklärt werden, da die Stadtwerke Wolfsburg GmbH auf eine Bitte um Einsichtnahme in die Personalakte nicht antworteten und im Stadtarchiv Wolfsburg keine Personalunterlagen vorhanden sind, Institut für Zeitgeschichte und Stadtpräsentation an Manfred Grieger vom 23.9.2020. Die Einstellung früherer NSDAP-Mitglieder in der Wolfsburger Stadtverwaltung stellte allerdings keine Ausnahme dar, da beispielsweise alle bis 1974 tätigen Oberstadtdirektoren vormalige NSDAP-Mitglieder waren, siehe Günter RIEDERER: „Wolfsburg“, in: Brage BEI DER WIEDEN /Henning STEINFÜHRER (Hrsg.): Amt und Verantwortung. Träger kommunaler Selbstverwaltung im Wirkungskreis der Braunschweigischen Landschaft. Braunschweig 2015, S. 539-571.

Biographie, Teil 1

Vorwort

Wenn ich mich in den nachfolgenden Zeilen bemühe, den Verlauf meines beruflichen Werdeganges aufzuzeichnen, so ist dabei nicht der Grundgedanke vorherrschend gewesen, etwa etwas Besonderes geleistet zu haben, wofür ich mir selbst ein Ruhmesblatt widmen müsste. [...] Die Beweggründe, die mich veranlassten, meinen beruflichen Lebensweg zu schildern, sind einzig und allein in der Liebe und Fürsorge zu meinen Kindern zu suchen. Ich möchte sie durch meine Aufzeichnungen vor allen großen Enttäuschungen bewahren und durch Beweise aus meinem Leben dazu beitragen, dass sie beizeiten erkennen und sich fest einprägen, dass alles menschliche Glück und damit die Zufriedenheit nicht in der äußeren Welt zu suchen sind, sondern allein in der eigenen Person, in dem starken Verhalten zu den Verlockungen des Lebens. Die persönlichen Vorzüge, wie Gesundheit, Kraft, Temperament, Charakter, Intelligenz und Ausbildung, kurzum, ein großer Geist, ein gutes Herz und ein starker, anständiger Charakter sind die Fundamente, auf die sich zwangsläufig Erfolge aufbauen, die dann zu dem ersehnten Glück führen. Dagegen verblassen alle Vorzüge der Geburt und des Ranges, denn ererbter Besitz führt meistens zu einer laxen Lebensauffassung und der Weg zur geistigen Untätigkeit und damit zur Langeweile ist in solchen Fällen nicht mehr weit. Sobald aber die Befriedigung nicht mehr im produktiven Schaffen gesucht wird, kommt es zwangsläufig zur geistigen Abtötung durch sinnliche Genüsse. Und dann wird nach der Devise gelebt „mehr Schein als Sein.“ Eine gutsitzende Kleidung und das Anhängeschild des begüterten Vaters sollen alle Unfähigkeit übertünchen und den Weg zu Erfolgen bereiten.

Erfolge solcher Art sind aber nie von langer Dauer, da entscheidend immer das Wissen und Können ist. Gar allzu bald kommt bei solchen sogenannten Blendern der wirtschaftliche Niedergang und der Verfall. Auf die Dauer ist das Glück nur bei dem Tapferen, darum findet es sich viel häufiger in den ärmlichen Hütten als in Villen und Palästen.

Es ist deshalb mein Wunsch, dass meine Kinder aus meinen Schilderungen die Erkenntnis in sich aufnehmen mögen, dass die Bewertung eines Menschen niemals nach seinem Äußeren, sondern stets nur nach seinen inneren Werten zu erfolgen hat. Dass Arbeit adelt, ist ein wahrer Spruch, darum ist ein einfacher Arbeiter mit einem anständigen, aufrichtigen Charakter sehr viel mehr wert als ein fein angezogener Geck.²⁴ Ich habe den einfachen deutschen Menschen schätzen und achten gelernt, sein anspruchsloses und arbeitsreiches Leben hat mir stets Achtung abgenötigt. Darum habe ich auch meine Eltern so sehr verehrt und aus ihrem Schaffen die Verpflichtung übernommen, im gleichen Sinne weiterzuwirken. So oft ich an die Gräber der Eltern trete, geschieht dieses in großer Ehrfurcht. In stiller Andacht gebe ich dann Bericht über mein Schaffen und Wirken. Dieses geschieht aus der tiefen inneren Gläubigkeit heraus, dass der Mensch nicht

24 „Arbeit adelt!“ kam im späten 19. Jahrhundert vor allem mit Bezug auf die sozialen Aufstiegsmöglichkeiten in den USA auf und wurde in dieser verkürzten Form von „Arbeit für Dein Volk adelt Dich selbst“ zum Leitspruch des Reichsarbeitsdienstes, vgl. Philipp HARJE: Eine Reise nach dem Lande wo die Arbeit adelt. Objektive Erinnerungen aus den Vereinigten Staaten Nordamerikas. Gotha 1905; Michael WILDT: Der Begriff der Arbeit bei Adolf Hitler. In: Marc BUGGELN/Michael WILDT (Hrsg.): Arbeit im Nationalsozialismus. München 2014, S. 3-24, insb. S. 18; Kiran Klaus PATEL: „Soldaten der Arbeit“. Arbeitsdienste in Deutschland und den USA 1933-1945. Göttingen 2003, S. 103ff.

Manfred Grieger und Lars Heim

seiner selbst willen auf dieser Erde weilt, vielmehr die von der Vorsehung, vorbehaltenen Aufgaben zu erfüllen hat. Wir sind nur ein Werkzeug der Schöpfung, allerdings ausgerüstet mit den besten Gaben der Natur. Dafür hat die Menschheit die Verpflichtung, diese zum Wohle der Gesamtheit zur Anwendung zu bringen. Wer nach diesen Grundsätzen sein Leben gestaltet, wird stets eine tiefe innere Befriedigung in seinem Schaffen finden, damit glücklich und zufrieden die Tage seines Lebens verbringen.

Braunschweig, Juli 1941



Als ich am 6. November 1903 zu Frellstedt geboren wurde, war ich das 10. Kind, welchem meine so tapfere Mutter das Leben schenkte. 2 Kinder waren inzwischen verstorben, so dass der Vater für 8 hungrige Kindermäuler zu sorgen hatte. Für einen einfachen, aber nach aufwärtsstrebendem Arbeiter mit einem monatlichen Einkommen von ca. 70 bis 100 Mark keine leichte und beneidenswerte Aufgabe. [...]

Als ungelernter Arbeiter nahm er den Kampf um die Daseinsberechtigung auf, war dann später als Kesselheizer auf der Grube „Prinz Wilhelm“ der Braunschweigischen Kohlenbergwerke tätig. Sein Streben ging dahin, von sich aus für seine Familie eine Grundlage zu schaffen, die es seinen Kindern und Kindeskindern ermöglichte, das Familienschild wieder emporheben zu können. Die Voraussetzungen dazu schaffte er dadurch, dass jedes Kind einen Beruf erlernte und damit der ungelernete Arbeiter aus der Familie verbannt war. Um dieses gesteckte Ziel zu erreichen, musste sich der Vater die größten Opfer auferlegen und auf die sogenannten Freuden des Lebens verzichten. Ein Glas Bier wurde selten getrunken. Von einer Zigarre, die nur anlässlich einer Gemeinderatssitzung angesteckt wurde, zehrte er drei Monate, oder Schuhe für sonntags waren 30 Jahre im Gebrauch und dann war noch kein Verschleiß festzustellen. [...]

Aber nicht nur der kämpferische Einsatz des Vaters hätte es ermöglicht, das gesteckte Ziel zu erreichen, wäre nicht die Mutter ihrem Manne eine so treue Kameradin gewesen. Erst heute, nachdem ich Land und Leute habe kennenlernen können, kommt es mir zum Bewusstsein, was unsere Mutter dem Vater und uns Kindern gewesen ist. Selbst auf alles verzichten müssen, nicht die geringste Abwechslung im Leben, nur Pflichten und Aufgaben und daneben stets Frau Sorge zu Gast. Bitteres Leid blieb ihr nicht erspart. Zwei Kinder starben klein, Bruder Adolf verunglückte im Alter von 15 Jahren schwer und verlor dabei beide Beine. Bruder August starb im Weltkrieg 21-jährig den Soldatentod, währenddem Bruder Emil während des großen Krieges schwer verwundet in Gefangenschaft geriet und später mit einer für seinen Beruf kaum noch zu gebrauchenden, linken Hand zurückkehrte. Das sind so einige Meilensteine auf dem mühsamen Wege unserer Mutter. – Sorge, Leid und Tränen und doch immer hilfsbereit, immer Verständnis für die Nöte von acht Kindern. Welch ein selbstloses Leben! Um solch eine Kameradin war Vater wirklich zu beneiden. Wenn er sein Leben so erfolgreich hat beschließen können, dann nur mit Hilfe seiner so tapferen und bescheidenen Frau! [...]

Ursprünglich hatte der Vater vor, mich in dem Hofdienst des Herzogs unterzubringen. Ein Freund des Vaters war dort als Vorreiter tätig und der sollte die Vermittlung

Eine Aufsteigererzählung aus der NS-Zeit

übernehmen. Es war damit abgemacht, dass ich Vorreiter wurde. Als ich mir dann den Hofstall ansehen durfte und die vielen Pferde und die prächtigen Uniformen bewundern konnte, war ich ganz begeistert. Vater hatte sich dann aber wohl durch die lange Dauer des Weltkrieges die Angelegenheit anders überlegt, jedenfalls musste ich mich plötzlich bei der Direktion der Norddeutschen Zucker-Raffinerie in Frellstedt als kaufmännischer Lehrling bewerben.²⁵ Am Konfirmationstage, als ich aus der Kirche kam, lag dann ein Brief vor, dass ich mich noch am gleichen Tage vorzustellen hätte. Mit Vater zog ich dann los – ahnte noch nicht, dass nun das freie Leben des Dorfjungen in andere Bahnen gelenkt werden sollte.

Die Vorstellung ging schnell vorüber. Ich hatte meine Anstellung in der Tasche und am 10. April 1917 begann dann meine kaufmännische Laufbahn. Der Anfang war ungefähr so, als wenn man einem Fohlen zum ersten Male ein Geschirr auflegt, in jeder Hinsicht bockig. Irgendwelche Angst oder Scheu empfand ich nicht, trotzdem ich mit der Grammatik auf Kriegsfuß stand. Die hellsten Tränen wurden gelacht, wenn ich „mir“ und „mich“ verwechselte. Ich ließ mich aber dadurch in meinem Selbstbewusstsein nicht beeindrucken. Als erstes lernte ich das Telefonieren. Da ich nur ein kleiner Kerl war, wurde eine Kiste herbeigeschafft, damit ich überhaupt anreichte. Später bekam ich dann eine große Tasche umgehängt, die so groß war, dass sie bald an der Erde schlürfte²⁶. Ich hatte dann jeden Tag 3-mal vom Postamt, im ersten Jahr auch sonntags, die Post zu holen, vor den Augen des Prokuristen zu öffnen und zu stempeln.

Es dauerte jedenfalls nicht lange, da hatte ich mir die Herzen der Mitarbeiter und Vorgesetzten erobert. Sie alle fanden Gefallen an dem frischen, munteren und lebensfrohen Kerl, der alle seine Arbeiten gewissenhaft erledigte. [...] Es war in der Raffinerie üblich, dass die Lehrlinge nach Beendigung der Lehrzeit ausschieden, ich sollte jedoch bleiben, so sagten mir wenigstens beide Prokuristen. Groß war daher die Überraschung, als ich plötzlich ein Schreiben der Direktion bekam, worin mir mitgeteilt wurde, dass auch ich ausscheiden müsste. Als Grund wurde die Rückkehr der Männer aus dem Heeresdienst angegeben. [...] Es dauerte daher auch nicht lange und ich hatte eine Unterkunft im Bankhaus Hermann Schoof & Co. in Helmstedt gefunden.

Am 1. März 1920 begann meine neue Tätigkeit als Bankangestellter. In dieser neuen Umgebung bin ich nie recht warm geworden, es war ein anderer Menschenschlag als in der Raffinerie, hochnäsiger und dünnelhafter. Es gab dort 2 Klassen von Menschen: Bankbeamte und Bankangestellte. Die Letzteren hatten bedeutend weniger Rechte, dagegen aber mehr Pflichten. Eine Kameradschaft, ein Zusammenarbeiten, wie ich es kennengelernt hatte, gab es hier nicht – der eine war dem anderen sein Teufel. Vor allen Dingen aber lag mir der trockene Geschäftsbetrieb nicht, ewig nur Zahlen, nicht das wechselvolle Auf und Ab des freien Industriebetriebes. Trotzdem bemühte ich mich, allen Anforderungen gerecht zu werden. [...] Ich blieb vorerst, um dann aber doch zum 31. Dezember auszuscheiden. Als ich meine Kündigung aussprach, hatte ich noch keine Stellung zur Verfügung.

25 Jahresberichte 1917 bis 1920 der Norddeutschen Zucker-Raffinerie AG in Frellstedt (NLA WF, 40 Neu Fb. 3 Nr. 2708).

26 Schlüren (niederdeutsch): schleifen, nachschleppen.

Ich bewarb mich bei den Braunschweigischen Kohlenbergwerken in Helmstedt und hatte einige Tage später eine Vorladung zur Rücksprache.²⁷ Die Anstellung wurde [zum 1. Januar 1921] perfekt und zwar als Lohnbuchhalter für das Abraumbüro der Grube „Treue“ in Alversdorf. Die Anstellungsbedingungen überraschten nicht nur mich, sondern die gesamte Gefolgschaft der Firma Schoof. Ich verdiente in der neuen Stellung mehr als der 1. Kassierer im Bankhaus. Mit 500 RM gegen 200 RM bei Schoof (Inflationszeit) fing ich an,²⁸ hatte weiter jährlich 80 Zentner Briketts kostenfrei zur Verfügung. Also im Vergleich zu den Verhältnissen in der bisherigen Stelle eine ganz erhebliche Verbesserung. Der Neid kannte dann auch keine Grenzen.

Bis zu dieser Zeit hatte ich in Frellstedt gewohnt und war zur Arbeitsstätte mit dem Zuge gefahren. Wenn dieses auch schon lästig war, weil ich in den Abendstunden französischen und englischen Sprachunterricht nahm, hatte ich es doch vorgezogen, bei der Mutter zu bleiben, weil es mir tatsächlich schwerfiel, von ihr fortzugehen. Nun war aber der Weg zu weit, ich musste also in Helmstedt oder Schöningen mein Asyl aufschlagen. Ich entschied mich damals für Helmstedt wegen der Unterrichtsstunden. [...]

Der Abraumbetrieb wurde von einem Oberingenieur Bayer geleitet. Unvergessen bleibt mir der Empfang durch diesen. Ich kam in dessen Arbeitszimmer, wurde erst gar nicht beachtet, als er sich endlich in seinem Sessel umdrehte und ich ihm daraufhin in meiner impulsiven Art die Hand zur Begrüßung reichen wollte, merkte ich an seinem eisigen Gesicht, welches ganz Abwehr zeigte, dass ich mal wieder einen Fehler gemacht hatte. Ich dachte aber wie Goldschmieds Junge und ließ mich durch diese Abweisung durchaus nicht erschüttern. Nur eines wurde mir damals ganz eindeutig zur Gewissheit, dass ich eine solche Kameradschaft und ein solches Zusammengehörigkeitsgefühl wie es unter Vorgesetzten und Mitarbeitern in der Raffinerie vorhanden gewesen war, nicht wiederfinden würde.

Hier lernte ich auch das Schmarotzertum²⁹ und das Intrigenspiel übelster Art kennen. Ich als Dorfjunge, gewöhnt so zu reden, wie mir der Schnabel gewachsen war, der Unrecht nicht leiden und Recht stets und in allen Lagen zu verteidigen gewohnt war, habe hier manche böse Erfahrung machen müssen. Abgesehen von diesen personellen Verhältnissen war die Tätigkeit befriedigend, jedenfalls fühlte ich mich in dieser Hinsicht wesentlich wohler als im Bankhaus Hermann Schoof & Co. Die ländliche Umgebung mit ihren mir vertrauten Lauten mochte dazu viel beigetragen haben.

Inzwischen tobte sich der politische Kampf immer heftiger aus, Streiks waren an der Tagesordnung, darauf folgte dann meistens die Antwort des Betriebes mit der Aussperrung der Gefolgschaft.³⁰ Wie oft haben wir in dieser Zeit innerhalb weniger Stunden die Papiere und den Arbeitslohn für die gesamte Belegschaft fertig machen müssen. Eine

27 Werner VOGT/Andrea DREIFKE-PIEPER: Die Braunschweigischen Kohlen-Bergwerke AG. Industriegeschichte des Helmstedter Reviers. München 1999, S. 84ff.; Wilhelm EULE: Braunschweigischen Kohlen-Bergwerke Helmstedt. Zwei Jahrhunderte Bergbau im Revier. Helmstedt 1937, S. 49ff.

28 Gültige Währung war die Mark; vgl. Carl-Ludwig HOLTFRERICH: Die deutsche Inflation 1914-1923. Ursachen und Folgen in internationaler Perspektive. Berlin 1980; Gerald D. FELDMAN: The Great Disorder. Politics, Economics, and Society in the German Inflation, 1914-1924. New York 1997.

29 In der NS-Ideologie nahmen „Schmarotzer“ und „Parasiten“, seien es Juden, Gewerkschaftsfunktionäre oder „Asoziale“, als Gefährder des deutschen „Volkskörpers“ großen Raum ein, Cornelia SCHMITZ-BERNING: Vokabular des Nationalsozialismus. Berlin 2007, S. 463.

30 Erich Heim nutzte hier den nationalsozialistischen Begriff der „Gefolgschaft“ synonym für Belegschaft, ebd., S. 253.

Eine Aufsteigererzählung aus der NS-Zeit

Arbeit, die aufreibend war, zumal vor den Fenstern mehrere tausend Mann angetreten waren und uns mit allerhand Kosenamen bedachten. Die Streiks und die unsicheren Verhältnisse wirkten sich aber für mich insofern unangenehm aus, als dass ich die Bahn nicht mehr regelmäßig benutzen konnte. Außerdem wurden die Verpflegungsmöglichkeiten immer schlechter, sodass ich wieder zu den Eltern zog. [...]

Auf die Dauer waren mir die täglichen Anstrengungen wohl doch zu viel geworden, [...]. Im Laufe des Jahres 1922 siedelte ich nach Schöningen über und hatte somit nahezu zwei Jahre hindurch die täglichen Strapazen geleistet. Ich wohnte zuerst bei der Mutter eines Kollegen, wo ich gut aufgehoben war, später war ich dann mit Stäve Belau zusammen in der Burgstraße 3. Die politischen Unruhen hatten sich inzwischen immer mehr und mehr gesteigert, man war sich mitunter des Abends auf der Straße nicht mehr sicher. Am 14. Januar 1923 lernte ich in dem Stammrestaurant unseres Turnvereins meine jetzige Frau kennen. Aus der ersten Bekanntschaft wurde bald eine herzliche Freundschaft und nach und nach eine innige Verbundenheit. Darüber näher zu berichten, ist hierfür nicht der Raum. Nur so viel möge erwähnt sein, dass mir nunmehr Schöningen zur zweiten Heimat wurde, worin ich schöne und unvergessliche Stunden erleben durfte.

Ein Erlebnis will ich noch festhalten, weil daraus der damalige politische Niedergang so recht hervorgeht. Es war wohl in den Sommermonaten des Jahres 1923, kaum war ein Streik beendet, dann begann ein neuer, aus diesen Bewegungen heraus entstanden Tumulte, Schaufenster wurden eingeschlagen und was irgendwie zu ergattern war, wurde mitgenommen. Ich sehe noch die Bilder vor mir, wie Frauen einen Lebensmittelladen plünderten, die Butter in den Haaren, Fisch lag in der Gosse, es wurde mehr mit den Füßen zertreten, wie den tatsächlichen Zwecken zugeführt. Abends stürmte ein Trupp ein Konfektionsgeschäft, die Haustür wurde eingeschlagen, andere zertrümmerten mit den Füßen eine große Schaufensterscheibe. Große Ballen Stoffe wurden mitgenommen, es soll sogar vorgekommen sein, dass einer in der Eile zwei linke Stiefel gefasst hat, statt eines ordnungsmäßigen Paares. Es waren tolle Verhältnisse!

In diesem Wirrwarr tauchte plötzlich Polizei auf, die man von Braunschweig geholt hatte. Es waren ungefähr 20 Mann, die sich des Abends schon in einer richtigen Straßenschlacht befanden. Mit dem Gewehrkolben wehrten diese sich ihrer Haut, aber es dauerte nicht lange, da waren sie überwältigt, entwaffnet und eingesperrt. Am anderen Tage wurden die Männer der Polizei nach Braunschweig entlassen. Wir ahnten aber, dass dieses der Schlussakt noch nicht war. Ich war am Abend bei Anni, als auch schon ein heftiger Schuss das Nahen von Militär ankündigte. Nach kurzer Zeit kamen dann auf Lastzügen Soldaten der damaligen Reichswehr, das Kommando „Fenster zu!“ ertönte. Seitengewehre wurden aufgefplant und dann wurden die Straßen geräumt. Der Belagerungszustand wurde verhängt und die Rädelführer verhaftet.³¹ Innerhalb weniger Tage war dann die Ruhe wiederhergestellt.

Im Abraumbüro wurde die Arbeit durch die fortschreitende Geldentwertung immer schwieriger und umfangreicher. Einen normalen 8-Stundentag kannten wir nicht mehr. Die Abendstunden mussten regelmäßig mit zur Hilfe genommen werden. Der Verkehr mit der Gefolgschaft wurde schwieriger, da Elemente dazwischen waren, die ein Interesse daran hatten, Unruhe um jeden Preis zu stiften. Die Schalterscheiben im Büro wurden mit

³¹ Im gleichen Geist geschrieben: Mittelschuldirektor Karl ROSE: *Geschichtliche Entwicklung Schöningens. Schöningen 1948, S. 261ff.*

Schaukeln eingeschlagen und anderes mehr. Wir saßen jedenfalls wie auf einem Pulverfass. Eines Tages war wieder ein fürchterlicher Krach, sodass man sein eigenes Wort nicht verstehen konnte. Als ich darauf zukam, hörte ich noch, wie ein Arbeiter zu einem Kollegen sagte: „Mensch, Du siehst aus wie Kaiser Wilhelm.“ Ein Wort holte das andere, sodass an eine Abfertigung nicht mehr gedacht werden konnte. Aus der Menge heraus ertönten dann Stimmen, dass ich den Schaltdienst übernehmen solle, von den anderen würden sie sich nicht mehr abfertigen lassen. Ich bekam von dem Bürovorsteher den Auftrag, den Schaltdienst zu übernehmen. Kaum hatte ich Platz genommen, da kam eine schmierige Hand durch die Schalterklappe zum Vorschein und bot mir eine Handvoll Zigaretten an. So unglaublich es klingen mag, es war bald Ruhe im Raum und das kam daher, weil ich es verstand, mit diesen Leuten umzugehen. Ich beherrschte die plattdeutsche Sprache genau wie sie, konnte also mit ihnen so verkehren, wie sie es gewohnt waren. Darüber hinaus hatte ich aber auch Verständnis für ihre Lage und kannte die Verhältnisse, in denen sie groß wurden und lebten. Es gab so manche braven Kerle darunter, ja, ich möchte sagen, die überwiegende Mehrheit war durchaus in Ordnung, nur die unverschämte Hetze hatte die Männer total durcheinander gebracht und verrückt gemacht. Das Verhalten der Arbeitgeber tat dann ein Übriges. [...]

Zu normalen Zeiten dieses Glück und meine Laufbahn hätte sicherlich eine andere Richtung genommen. Es war nämlich meine und des Vaters Absicht gewesen, dass ich nach der nötigen Vorbereitung die Hochschule besuchen sollte, um meinen Diplom-Kaufmann zu machen. Vater, der bis dahin sehr rüstig gewesen war, bekam aber plötzlich einen Schlaganfall, der für immer seine Arbeitsunfähigkeit herbeiführte. Damit war der Traum der Weiterbildung ausgeträumt, und ich musste versuchen, mit eigener Kraft meinen Weg zu gehen.

Anfang des Jahres 1924 sollte ein Kamerad von mir mit mehreren anderen aus dem Bürodienst entlassen werden. Da dieser verheiratet war und für Kinder zu sorgen hatte, wurde ich bei dem Bürovorsteher vorstellig und bat, den Kollegen zu behalten, da ich dafür den Platz freimachen wollte. Meinem Wunsche wurde mit einer Kündigung entsprochen. Der Kamerad blieb vorläufig, um aber etwas später doch entlassen zu werden. Die 3 Jahre, die ich auf dem Abraumbüro und in Schöningen zugebracht habe, bestimmten doch mehr als ich das damals erkannte, meine Zukunft. Ich habe seinerzeit gelernt, dass nicht alles gut ist auf Gottes weiter Erde, dass es vielmehr auch viel Böses gibt. Ich habe gelernt, die Menschen nach ihren Blicken zu beurteilen und nicht von vornherein jedem offen zu vertrauen. Weiter habe ich mir den Grundsatz zu eigen gemacht: „Bist du Gottes Sohn, so hilf dir selbst“ – und dabei erkannt, dass nur das eigene Wissen und Können die Stärke abgibt, um in dem Lebenskampf erfolgreich bestehen zu können.³² Inzwischen war die Stabilisierung der Mark durchgeführt und die Rentenmark eingeführt worden. Ich verdiente nunmehr bei den Braunschweigischen Kohlenbergwerken ganze 70 RM im Monat, damit waren keine großen Sprünge zu machen.

32 Hitler steigerte die im 19. Jahrhundert konstituierte, dann vor allem auch von nationalistisch-völkischen Jugendverbänden gepflegte sozialdarwinistische „Lebenskampf“-Vorstellung in seine Rassenkampfdoktrin als Kern der nationalsozialistischen Weltanschauung, vgl. Barbara ZEHNTPFENNIG: Adolf Hitler: Mein Kampf. Weltanschauung und Programm. Studienkommentar. Paderborn 2011, S. 130f.; Christian Hartmann/Thomas VORDERMAYER/Othmar PLÖCKINGER/Roman TÖLPEL (Hrsg.): Hitler, Mein Kampf. Eine kritische Edition. Bd. 2. München; Berlin 2016, S. 1021 und 1132f.

Eine Aufsteigererzählung aus der NS-Zeit

Am 15. März 1924 nahm ich Abschied von Schöningen und trat meine neue Stellung am 17. März bei der Kartonagen-Fabrik Christian Bruhn in Braunschweig an. Es war ein mittleres Unternehmen, welches in den günstigsten Zeiten 50 bis 60 Arbeitskräfte beschäftigte. Der Inhaber dieser Firma, Adolf Klein, war vor dem Kauf dieses Unternehmens bei der Firma Amme, Giesecke & Konegen als Prokurist und Buchhaltungschef tätig gewesen. Was ich an buchhalterischen Kenntnissen besitze, habe ich diesem Manne zu verdanken. [...] Ich fing also als Buchhalter mit einem monatlichen Einkommen von 100 RM an. Da es sich um einen Fabrikationsbetrieb handelte, war ich am richtigen Platze. Seit der Lehrzeit wieder ein Betrieb, der mir lag. Mit welcher Begeisterung war ich hier am Schaffen. Es dauerte daher auch nicht lange, da führte ich die Bücher selbständig, stellte am Jahresschluss die Bilanz auf, als hätte ich bisher nichts anderes gemacht.

Nun wurde ich auch zur Ausarbeitung von Kalkulationen herangezogen, wohl das wichtigste Gebiet in einem Unternehmen, welches keine Standardgrößen, sondern nur auf Bestellung und nach Maß anfertigt. Hierbei erkannte ich, dass ein Kaufmann nur dann richtig zu kalkulieren vermag, wenn er die einzelnen Fabrikationsgänge und Arbeitszeiten selbst beurteilen kann. Kurz entschlossen zog ich mir auf mehrere Stunden täglich einen Arbeitskittel über und fing an, von der Pike auf zu lernen. Keine Arbeit zu schmutzig und zu schwer, ich habe 300 Zentner Pappe abgeladen, trotzdem mir am anderen Tage alle Knochen schmerzten. Als plötzlich der Kutscher erkrankte und ein Reservemann nicht sofort zur Verfügung stand, setzte ich mich auf den Kutscherhock und fühlte mich mal wieder als Dorfjunge. [...]

Durch die immer mehr forcierte praktische Tätigkeit bekam ich den notwendigen Überblick über die Leistungsfähigkeit des Unternehmens. Ich sah aber vor allem die Mängel in dem Fabrikationsgang und damit die vielen unproduktiven Stunden, die den Betrieb außerordentlich belasteten. Die von mir gemachten Verbesserungsvorschläge wurden von dem technischen Leiter stets mit den verschiedensten Begründungen abgelehnt, wie dem überhaupt meine aktive Mitarbeit mehr als unbequem war. Eine Aussprache mit dem Chef bestätigte mir dann meine Vermutung, dass er sich nie gegen seine technischen Leiter hat durchsetzen können. Inzwischen hatte ich mich verheiratet, mein Gehalt war auf 200 RM erhöht worden. Meine buchhalterische Tätigkeit hatte ich längst an eine Hilfskraft abgegeben, ich machte lediglich noch die Monatsabschlüsse und die Jahresbilanz. Meine Haupttätigkeit war der Kundendienst, das Kalkulationswesen und die Bearbeitung der Aufträge. Mein Chef hatte zu mir ein unbegrenztes Vertrauen, er trat immer mehr in den Hintergrund.

Im Jahre 1929, also mit 26 Jahren, bekam ich Prokura. Da der Widerstand des technischen Mannes gegen jede geplante Verbesserung schon zur Tagesordnung gehörte, kam es eines Tages zu dem unvermeidlichen Zusammenstoß. Der Inhaber erklärte diktatorisch, dass ich mit sofortiger Wirkung die Befehlsgewalt über den Betrieb erhalten hätte und meinen Anweisungen Folge zu leisten wäre. Damit konnte sich der Techniker nicht einverstanden erklären und somit schied er aus dem Unternehmen aus.

Ich schlug mein Büro sofort im Betriebe auf, führte umgehend Tageszettel ein – jede Arbeitskraft hatte die einzelnen Arbeitsgänge mit Beginn und Beendigung einzutragen, wodurch ich nunmehr endlich die Gewähr hatte, dass die tatsächliche Arbeitszeit auch erfasst und in Rechnung gestellt würde. Aber all diese Maßnahmen und mein persönlicher rücksichtsloser Einsatz nützten nichts mehr, durch den früheren Schlendrian und infolge der verfehlten Geschäftspolitik während der Inflation waren alle Reserven

aufgebraucht und flüssiges Betriebskapital nicht mehr zur Verfügung. Was habe ich mich abgequält, um neue Kunden zu gewinnen, um dadurch den Umsatz zu erhöhen und eine bessere Rentabilität herbeizuführen. Hatte ich die Kunden, dann fehlte das Kapital, um das notwendige Material einzukaufen. Was habe ich mich um die Aufträge der Firma Osram GmbH, Berlin, bemüht, es waren Bestellungen im Werte von 30.000 bis 40.000 RM. Endlich war es mir geglückt, die Geschäftsbeziehungen sicherzustellen, da trat die bange Frage auf, wie die Materialbeschaffung finanziert werden sollte. Es war ein ewiges Hängen und Würgen. Im Jahre 1932 war es dann soweit, dass das Unternehmen nicht mehr zu halten war. Nach der Scheinblüte der deutschen Industrie in den Jahren 1928 bis 1930 kam nun der wirtschaftliche Niedergang, viele gute, alte Unternehmen gingen in den Konkurs, die Rechtsanwälte hatten wohl noch nie eine solch gute Praxis wie in diesen Jahren. Ich sträubte mich aber mit Händen und Füßen, diesen Weg des Verfalls zu gehen. [...] Wir konnten uns drehen und wenden, wie wir wollten, die Lücke, die der wirtschaftliche Niedergang in den Jahren von 1919 bis 1932 gerissen hatte, war nicht wieder aufzufüllen.

Sollte der gute Kundenstamm und das Geschäft überhaupt nicht verloren gehen, dann musste gehandelt werden. Vor allen Dingen waren die Hypothekenzinsen derartig hoch, dass sie nicht mehr tragbar waren, es musste also eine Lösung vom Grundstück erfolgen und eine billigere Unterkunft gefunden werden. [...] Damit war die Voraussetzung, für das Weiterbestehen des Unternehmens gegeben. In der Hamburgerstraße und zwar in den Räumen der ehemaligen Malzfabrik wurde die Fabrik eingerichtet. [...]

Am meisten war die Gefolgschaft überrascht, als sie durch Karte Nachricht erhielt, dass am Montagmorgen die Arbeit nicht mehr in der Echternstraße 42, sondern in der Hamburgerstraße 250 aufzunehmen sei. Statt einer monatlichen Belastung an Zinsen, Hauszinssteuer in Höhe von 600 RM, hatte ich jetzt nur eine Miete von 200 RM zu zahlen. Hätten wir normale Verhältnisse gehabt, wäre der Aufstieg geglückt, so aber wurden die Zustände mit jedem Tage unhaltbarer, Streiks, politische Tumulte, das Zusammenbrechen von Großfirmen und kleinen gewerblichen Betrieben, war wie ein großes Sterben, der einst blühenden Wirtschaft. [...], so wurde ich von ihm als verantwortlicher Betriebsführer eingesetzt. Meine Verantwortung war eine große, das Einkommen dagegen ein sehr geringes, lange Zeit habe ich noch 300 RM verdient, um dann später 400 RM zu erhalten, mehr konnte das Unternehmen seiner Zeit mit dem besten Willen nicht erübrigen.

Nach der Machtübernahme im Jahre 1933 wurden nach und nach auch die wirtschaftlichen Verhältnisse stabiler, wenn auch ein merklicher Aufstieg nicht sofort festzustellen war, so hörten doch die dauernden Konkurse und damit die Verluste auf. Allmählich konnte man daher an den Aus- und Aufbau unseres Unternehmens denken.

Die besten Unternehmen der Stadt zählten zu unseren Abnehmern, die Aufträge der Firma Osram bekam ich nach wie vor, somit waren die besten Aussichten für die Zukunft gegeben. Ich schaffte noch eine große Druckpresse und eine rotierende Biegemaschine an, um dadurch die Voraussetzungen zu schaffen, Großfirmen, wie Margarine-, Zigarren- und Konserven-Fabriken mit bedruckten Kartonnagen beliefern zu können. Da hierfür große Auflagen in Frage kamen, musste sich diese Einrichtung bezahlt machen.

Da aber nichts glatt geht im Leben, so auch in diesem Falle. Alle so schön ausgerechneten Verdienstmöglichkeiten wurden zunichte gemacht durch das Vorgehen der Pappfabriken, die unsere Lieferanten waren, nun aber dazu übergingen, die Großverbraucher, also unsere besten Kunden, direkt zu beliefern. Ich schraubte die Leistungsfähigkeit des

Eine Aufsteigererzählung aus der NS-Zeit

Betriebes immer höher, führte das Akkordsystem ein, und es wurden dabei Zeiten erzielt, die noch vor Jahren für unmöglich gehalten wurden. Aber was nutzte aller Arbeitseinsatz. Gegen die Konkurrenz der Pappenfabriken war nicht aufzukommen.

Ich habe in diesem Betriebe die besten Jahre meines Lebens liegen, mit einer Verbissenheit habe ich um das weitere Bestehen dieser alten Firma gekämpft, die keine Rücksicht auf das persönliche Wohlergehen kannte. 48 Stunden Arbeitszeit hintereinander war keine Seltenheit, wie oft habe ich kein Bett gesehen, zumal in der Zeit vor Weihnachten bis Mitte Januar war ich oft nur noch zu Besuch zu Hause. [...]

Eine Zeitlang ging so weit alles gut, bis dann Schuldt Senior in unserem Wagen auf einer Urlaubsfahrt mit einem Mädels verunglückte – von dem ganzen Wagen nichts als der Motor übrigblieb. Als auch diese Kosten wieder von mir getragen werden mussten, war die Verärgerung derartig stark, dass ich mich endgültig entschloss, mir ein anderes Tätigkeitsfeld zu suchen.

Inzwischen trat aber eine neue Situation ein, die den mühsamen Aufbau wieder zu vernichten drohte. Die wehrwirtschaftliche Aufrüstung des Reiches ging mit enormer Schnelligkeit vor sich, sodass allenthalben die erforderlichen Räume fehlten. Eines Tages wurde ich von dem Besitzer des Grundstückes verständigt, dass in absehbarer Zeit ein Rüstungsbetrieb sämtliche Fabrikräume käuflich erwerben würde und daher für uns keines Bleibens mehr wäre. Vorsorglich hatte ich aber einen längeren Vertrag abgeschlossen, sodass unsere Fabrik nicht ohne Weiteres auf die Straße gesetzt werden konnte. Dass wir räumen mussten, darüber war ich mir im Klaren, denn die Rüstungsindustrie hatte die Unterstützung des Staates und damit auch die notwendigen Machtmittel. Ich ging also wieder auf die Suche nach einem passenden Grundstück.

Auf der engeren Wahl stand sofort die ehemalige Tintenfabrik Scheller & Co. in der Hildesheimer Straße, die sich nach der Bauart sehr für unsere Zwecke eignete. Es waren langwierige Verhandlungen mit den Erben und den Hypothekengläubigern nötig, um die Angelegenheit spruchreif zu bekommen. Endlich waren auch diese Schwierigkeiten überwunden, sodass der Kaufvertrag getätigt werden konnte. Jetzt galt es aber noch mit der Rüstungsfabrik Verhandlungen zu führen, um zu versuchen, noch eine Entschädigungssumme für das frühzeitige Freigeben unserer Räume zu erhalten. Ich wurde erst schriftlich vorstellig, um dann anschließend mündlich zu verhandeln. Anfangs wurden meine Anträge glatt abgelehnt, da ich aber stur blieb, gelang es mir für meine Firma eine Abfindung von 5.000 RM herauszuholen. Dieses war mein Abschiedsgeschenk an die Firma Christian Bruhn.

Ich hatte trotz der starken beruflichen Inanspruchnahme die Absicht nicht aufgegeben, mir eine andere Stelle zu suchen. Alle möglichen Wege hatte ich beschritten, aber es war insofern nicht leicht, da ich eine leitende Position beanspruchte, dafür aber die Kartongefabrik zu unbedeutend war, um mir für einen leitenden Posten in der Großindustrie die nötige Empfehlung mitzugeben. Ich war aber willens nur dann zu wechseln, wenn ich die Gewähr hatte, dass es beruflich weiter vorwärts ging, weil ich von dem Willen beseelt war, meine Laufbahn erfolgreich zu gestalten, um so die Bemühungen meines Vaters fortzusetzen.

Mit der mir eigenen Beharrlichkeit habe ich dann das mir gesteckte Ziel auch erreicht. Das Arbeits- und Beschaffungsamt der Stadt Braunschweig, wo ich mit der Bitte vorstellig geworden war, mich als Stellungsuchender vorzumerken, teilte mir mit, dass ich eine Bewerbung für den Posten des kaufmännischen Leiters des Städtischen Betriebsamtes

einreichen möchte. Das habe ich dann auch getan. Lange Zeit blieb ich auf meine Bewerbung ohne Nachricht, sodass ich schon alle Hoffnungen aufgegeben hatte. Auf wiederholte Rückfragen bekam ich dann den Bescheid, dass ich mich am 14. Mai 1937 den Beiräten vorzustellen hätte. Ich muss offen gestehen, dass mir nun doch das Herz ein bisschen pupperte, ich legte mir immer wieder die Frage vor, ob ich wohl die neue Aufgabe auch zu lösen imstande war, denn es war ja nicht zu übersehen, dass ich vollkommen branchenunkundig war und einen Großbetrieb in leitender Stellung noch nicht kennengelernt hatte. Ich musste aber meinen Weg gehen, folglich durfte es für mich auch keine Hindernisse geben.

Zu der verabredeten Zeit fand ich mich im Verwaltungsgebäude ein und wartete nun der Dinge, die da kommen sollten. Vor mir waren schon Herren da und während ich wartete, kamen noch weitere. Endlich kam ich an den Drücker. An einem langen Tisch erwarteten mich ungefähr 12 Herren, der sogenannte Wirtschaftsbeirat mit der Direktion. Ich wurde aufgefordert, über meine berufliche Ausbildung und Laufbahn einen Vortrag zu halten. Jede Aufregung war in diesem Augenblick von mir gewichen, frank und frei habe ich meinen Vortrag gehalten. Es wurden dann noch verschiedene Fragen an mich gestellt und damit die Vorstellung dann beendet. Dann habe ich wieder mehrere Wochen auf Antwort gewartet, bis ich endlich eines Tages den telefonischen Anruf bekam, mich bei Oberingenieur Böndel zu melden. Von dieser Seite wurde mir nun mitgeteilt, dass ich als kaufmännischer Leiter eingestellt sei und meine Stelle am 1. August 1937 anzutreten hätte. Das Anfangsgehalt betrug ungefähr 440 RM.

Jetzt kam für mich die schwierigste Situation, nämlich die Lösung von der Firma Christian Bruhn. Nicht nur, weil es für mich ein Angehen war, dem Inhaber meinen unabänderlichen Entschluss des Fortganges mitzuteilen, nein, mir wurde es außerordentlich schwer von dieser Arbeitsstelle Abschied zu nehmen. Trotz aller Sorgen oder gerade deswegen, war mir der Arbeitsplatz lieb und wert geworden, es war meine zweite Heimat. Nicht nur mit den Mitarbeitern bestand ein herzliches Kameradschaftsverhältnis, sondern auch mit der Kundschaft und was besonders hervorzuheben ist, mit den Lieferanten bestanden beste vertrauensvolle Beziehungen.

Es half nun aber alles nichts, ich musste meinen Entschluss nunmehr durchführen. Der Chef befand sich in Urlaub, also musste ich meine Kündigung schriftlich einreichen. Ich habe dieses schonungsvoll und mit Vorschlägen für die weitere Zukunft getan. Die Antwort fiel so aus wie ich sie mir gedacht hatte, Vorwürfe und Ablehnung, ich könnte doch die Firma nicht im Stich lassen und anderes mehr. Ich möchte mit meiner Entscheidung warten, er wäre in den nächsten Tagen in Braunschweig. [...]

Aus meiner entschiedenen Stellungnahme sah wohl Schuldt, dass mein Entschluss feststand und nun nahm die Unterredung doch noch einen gütlichen Verlauf. Wir einigten uns, dass ich am 31. Juli 1937 ausschied, seinen Sohn sofort in alle Vorkommnisse einweihen und die Stammkundschaft und Lieferanten in schonender Weise auf den Wechsel vorbereiten sollte. [...] So kam der letzte Tag und nun hieß es Abschied nehmen, von einer Stätte, die mir so sehr ans Herz gewachsen war. Es war schwer für mich!

Morgens wurde ich mit dem Wagen abgeholt, der Meister, der den Wagen fuhr, war so jämmerlich aufgeregt, dass ihm die Tränen von den Backen liefen. Mein Arbeitszimmer, besonders der Arbeitsplatz, war geschmückt mit Fahnen,³³ Blumen über Blumen, jeder

33 Gemeint waren wohl Hakenkreuz-Fahnen.

Eine Aufsteigererzählung aus der NS-Zeit

Arbeiter und jede Arbeiterin hatte einen Strauß zum Abschied gebracht. Außerdem lag ein wertvolles Abschiedsgeschenk, eine lederne Schreibmappe, gestiftet von der Gefolgschaft, auf dem Schreibtisch. Wehmütige Stimmung lag in den ganzen Räumen und als es an das Händeschütteln ging, vermochte keiner zu sprechen, es wurde auch mir verdammt schwer, gerade Haltung zu bewahren, und ich war letzten Endes froh, als ich die Tür zugemacht hatte. Es war damit für mich eine Zeitspanne meines Lebens abgeschlossen, die in vielfacher Hinsicht bestimmend für mein Berufsleben geworden war.

Als sogenannter „junger Mann“, der gelernt hatte zu gehorchen, hatte ich die Stellung angetreten, ich verließ sie als Prokurist und Betriebsführer, dem das Befehlen zur Gewohnheit geworden war. Wertvolle Kenntnisse habe ich mir in diesem kleinen Betriebe aneignen können. Es ist mir deshalb eine angenehme Pflicht nochmals meines Chefs, des alten Herrn Klein, zu gedenken, dem ich vieles verdanke, der mir lernte, dass die Gewissenhaftigkeit die Vorbedingung für eine erfolgreiche kaufmännische Laufbahn ist.

Anlässlich meines Ausscheidens sind mir von vielen Seiten Briefe von Kunden und Lieferanten zugegangen und telefonische Anrufe erfolgt, aus denen ich die Bestätigung entnehmen konnte, dass es mir gelungen war, mit all diesen Kreisen über die reinen geschäftlichen Beziehungen hinaus ein gutes Vertrauensverhältnis zu schaffen.

Am 2. August 1937 war der Tag meines Antritts im Städtischen Betriebsamt gekommen. Im Rathaus wurde ich auf den Führer vereidigt und nach Erledigung aller Formalitäten musste ich mich im Verwaltungsgebäude, Kleine Burg 1 a, bei dem Direktor Dr. Heidenreich zur Arbeitsaufnahme melden.³⁴ Der Empfang war mehr als frostig, ein Stuhl rutschte auf dem glatt gebohnerten Linoleum mit Schwung durch das ganze Zimmer mit den begleitenden Worten: „Nehmen Sie Platz!“

In kurzen Sätzen wurde mir von einem Zettel abgelesen, welche Arbeitsgebiete ich zu betreuen hätte und wie sich mein Aufgabengebiet zusammensetzt. Kein herzlicher Ton, alles rein trocken, wobei aus jedem Worte die Abneigung gegen mein Erscheinen sprach. Es erfolgte dann die Vorstellung des kaufmännischen und technischen Personals – überall sah ich in den Gesichtern nur Ablehnung. Jetzt wusste ich, dass mein Arbeitsanfang kein leichter sein würde, aber Gott sei Dank war ich ja durch eine harte Schule gegangen und: daher gewillt, mich durchzusetzen. Ich wurde in einen durch einen Bretterverschlag abgegrenzten Raum geführt, der mein Arbeitsraum sein sollte, und dann wurde ich allein gelassen.

Ich stand wie der Ochse vor dem Tor. Keine Ahnung, wo ich beginnen sollte, keine Arbeitskraft zur Verfügung, die mir wenigstens die Organisation, den Aufbau der kaufmännischen Verwaltung erklärt hätte, dazu die Gewissheit, dass ich mit Argusaugen überwacht wurde. Man hatte mich absichtlich von vornherein kaltgestellt und hoffte wohl, dass ich von selbst meinen Platz wieder räumen würde. Mir war nämlich bekannt geworden, dass sich 72 Bewerber um meinen Posten beworben hatten, darunter mehrere, die schon längere Jahre im Betriebsamt tätig waren. Darum der passive Widerstand,³⁵ der auf

34 Dr. Hans Heidenreich, 1928 an der Technischen Hochschule Braunschweig mit „Untersuchungen über Wärmeleitfähigkeiten von Kohlen und Koksen“ promoviert und Direktor des Städtischen Betriebsamtes, stieg am 5. Juli 1947 zum Stadtrat und Dezernenten für die Stadtwerke auf und verstarb 1957. Sein 1954 erschienenes Buch „Die Erfolgsrechnung im Aufbereitungsbetrieb“ kam 1962 sogar in russischer Sprache heraus.

35 Erich Heim griff damit auf einen Begriff zurück, der im Zusammenhang mit den antifranzösischen Abwehrmaßnahmen nach der Besetzung des Ruhrgebietes 1923 geprägt worden war.

alle Mitarbeiter übertragen war. Bedauerlich war nur, dass der technische Leiter des Betriebsamtes, der an sich nicht mein Vorgesetzter war, da ich als kaufmännischer Leiter dem Dezernenten direkt unterstand, in dieser Hinsicht voranging.

Am ersten Tag habe ich mir erst mal einen Überblick verschafft, um dann am zweiten Tage dazu überzugehen, mit jedem einzelnen Mitarbeiter zu sprechen, um den Widerstand zu brechen, wenn nötig, mit allen mir zur Verfügung stehenden Mitteln. Ich habe jedem Einzelnen klar gemacht, dass ich letzten Endes nicht dafür verantwortlich gemacht werden kann, dass dieser oder jener aus der Gefolgschaft nicht an den Drücker gekommen sei, ich wäre nun aber einmal da, womit sich jeder abzufinden hätte, und wäre auch nicht gewillt, den Platz wieder zu räumen. Davon dürften alle überzeugt sein, dass ich über jeden Stein, den man mir in den Weg legte, hinwegkäme, ich wäre gewohnt, mir lange Stiefel anzuziehen und durch jeden Dreck und Schmutz hindurchzukommen. Ich wäre nicht gewillt, mir den Hals zu brechen, aber jeder, der sich gegen mich einstellte, müsste mit einem entsprechenden Vorgehen meinerseits rechnen.

Diese offene Aussprache hatte einen überraschenden Erfolg, es waren sofort mehrere Arbeitskameraden für mich gewonnen. Von diesen wurde ich über die örtlichen und personellen Verhältnisse eingehend aufgeklärt. Ich sah jetzt schon klarer und wusste nun, dass von den 50 Angestellten 3 Männer vorhanden waren, die das ganze Spiel in Gang gesetzt hatten. Mit diesen habe ich dann ein ganz besonders offenes Wort gesprochen. Die Bresche, die ich schon am 2. Tage in diese Widerstandsfront geschlagen hatte, war so groß, dass es nicht lange dauerte, bis ich mich endgültig durchsetzte. Ich konnte mich nun schon mehr um die dienstlichen Angelegenheiten kümmern, und da war manches nicht in Ordnung.

Vor allen Dingen war die Disziplin außerordentlich locker, es tat so ungefähr jeder was er wollte. Die weiblichen Angestellten schossen hierbei den Vogel ab. Empfänge von Verwandten wurden während der Dienstzeit abgehalten, Kaffee gekocht, die männlichen Angestellten dazu eingeladen, Kuchen in allen Dimensionen vom Bäcker geholt, ein Leben und Treiben, welches mit Dienst wirklich gar nichts mehr zu tun hatte.

Eine Angestellte war besonders diplomatisch in ihrem Vorgehen. War ich 15 Minuten vor Dienstbeginn im Verwaltungsgebäude, dann kam sie totsicher noch 5 Minuten früher – jedenfalls immer etwas früher als ich. Kam ich, dann traf ich sie in meinem Zimmer damit beschäftigt, meine Blumen zu betreuen, mir meine Milch mit Gedeck zu bringen und mich wie einen altvertrauten Bekannten mit einem Händedruck zu begrüßen. Ich hatte gar keine Meinung mich so bemuttern zu lassen und so ließ ich ihr dann von der ältesten Kollegin sagen, dass ich mir dieses zutrauliche Benehmen verbitten müsste.

Jetzt ging der Krieg mit den Frauen los, aber der machte mir gar keine Kopfschmerzen. Trotzdem diese vor meinem Dienstantritt die Devise ausgegeben hatten „Wehe, wenn der sich einfallen lässt, hier was zu ändern, dann erlebt der was!“ ging alles mit wenigen energischen Worten und Anweisungen in Ordnung. Gerade die Damen haben lernen müssen, dass die Dienstzeit nicht für private Interessen zu verwenden ist. Sie haben es allerdings sehr bald und gründlich gelernt. Was fragte ich danach, dass diese oder jene maulte und einen Bart machte, wo man bald drauftreten konnte. Ich ging darüber zur Tagesordnung, überprüfte die Leistungen, führte eine dauernde Kontrolle ein und so kam jede auf andere Gedanken, nämlich sich intensiv um die Arbeit zu bekümmern.

Inzwischen hatte wohl auch Dr. Heidenreich festgestellt und darüber hinaus wohl von anderer Seite sich berichten lassen, dass ich mich durchaus nicht einkapseln ließ und

Eine Aufsteigererzählung aus der NS-Zeit

meinen Weg auch alleine zu gehen imstande war. Jedenfalls wurde sein Verhalten korrekter, bis er eines Tages mich ansprach und sich quasi für sein Vorgehen entschuldigte.

Sie alle hätten geglaubt, es käme jetzt ein alter Parteigenosse,³⁶ der lediglich seine Mitgliedskarte, aber nichts an Können mitbringen würde. Allerhand Vermutungen waren aufgestellt worden, die allerdings nicht meiner Person gegolten hätten, vielmehr nur dem neuen Stelleninhaber an sich, denn ich wäre ja allen ein Unbekannter gewesen. Er hielt es für seine Pflicht, mir zu sagen, dass er angenehm enttäuscht sei und bäte mich in seine Hand auf gute Zusammenarbeit einzuschlagen. Das habe ich gern getan, denn nun hatte ich leichteres Arbeiten.

Der Widerstand war überall gebrochen, ich konnte nun daran denken, mich in die betrieblichen Verhältnisse zu vertiefen. Das war nicht leicht. Was wusste ich von der Gaserzeugung? Nichts, was ich hätte verwenden können. Da kam mir die Unterstützung Heidenreichs gerade recht.

Die erste Orientierung konnte nur oberflächlich sein, da ich mich um schnellste Fertigstellung der Bilanz für das Jahr 1936 kümmern musste. Es waren Rückstände im großen Umfang vorhanden, sodass schon die erste Zeit mit viel Arbeit ausgefüllt war. Als im Oktober die Bilanz fertig gestellt war, wurde der Beirat zusammenberufen, um an Hand des Jahresabschlusses die Vorgänge des letzten Jahres zu besprechen.

Heidenreich war wieder der gute Kamerad, richtete es so ein, dass ich bei ihm sitzen konnte und meinte: „Wenn eine Frage auftaucht, die Sie noch nicht beantworten können, dann springe ich sofort dafür ein.“ Im Übrigen sollte ich mir man keine Gedanken machen, ich brauchte zu dem Abschluss keine Erläuterungen zu geben, mein Vorgänger hätte das auch nie gebraucht, die notwendigen Erläuterungen gebe der Stadtrat Kuhls.³⁷ Ich habe mich aber trotzdem darauf vorbereitet, es war mir gerade so, als ob eine innere Stimme mich immer wieder dazu ermahnte. Gewiss war die Arbeit nicht leicht, weil ich die Verhältnisse des Vorjahres gar nicht kannte, aber mit der nötigen Geduld wurde es doch geschafft. Stadtrat Kuhls eröffnet die Sitzung und meinte so leicht nebenbei: „Herr Heim wird uns den Bericht über das abgelaufene Geschäftsjahr erstatten!“ Ich wusste sofort, das war ein Fußstellen, entweder konnte ich den Beweis nun erbringen, dass ich trotz der kurzen Einarbeitungszeit von acht Wochen die Materie beherrschte, oder aber das Urteil wäre gefallen – nicht fähig, den Posten zu bekleiden.

Ich war ja so froh, dass ich meine Ausarbeitung gemacht hatte, so sprach ich ca. 45 Minuten, es war mir dabei wirklich nicht so, als ob ich erst kurze Zeit da war. In der eingelegten Kaffeepause fand ich Kuhls grübelnd auf einem Stuhl sitzend, im Vorbeigehen rief er mich zu sich und sagte mir, dass er solche Zahlendarstellung heute zum ersten Mal gehört hätte, er sei über die Lage der Betriebe ganz erschüttert. Die Sitzung wurde mit anderen Referaten fortgesetzt und war gegen 10 Uhr beendet. Anschließend wurde im Ratskeller ein Glas Bier getrunken. Auf dem Wege dahin kamen zwei Beiräte zu mir und erklärten mir, dass sie überrascht gewesen wären, dass ich in der mir zur Verfügung gestandenen kurzen Einarbeitungszeit einen derartigen Überblick gewonnen hätte, sie sprachen mir beide ihre Anerkennung aus und jetzt war es mir klar, dass ich nunmehr fest

36 Mit seinem Parteieintritt im November 1930 fiel Erich Heim in diese Kategorie, siehe Anja STANCIU: „Alte Kämpfer“ der NSDAP. Eine Berliner Funktionselite 1926-1949. Köln; Weimar; Wien 2018, S. 243ff.

37 Alfred Kuhls, NSDAP-Mitglied ab dem 1.2.1931, war am 14. Februar 1934 zum besoldeten Stadtrat ernannt worden.

im Sattel saß. Denn gerade diese beiden Beiräte waren anfänglich gegen meine Einstellung gewesen und deshalb war mir ihr jetziges Urteil besonders wertvoll.

Mit Welch freudiger Genugtuung ich an diesem Abend nach Hause gegangen bin, lässt sich nicht in Worte kleiden. Jetzt konnte ich mir mal eine kleine Atempause gönnen. Nach einigen Tagen wurde ich von Kuhls angerufen, im Verlauf der Unterredung sagte er mir dann, dass auch er mir seine Anerkennung für meine klaren Darlegungen aussprechen möchte. Nun konnte ich mich schon freier bewegen und den Kurs in der Verwaltung bestimmen, wie ich ihn für richtig hielt. Drei Monate stärkster Nervenanspannung waren nötig, um mich durchzubeißen. Es war doch ein bisschen viel gewesen.

Ich habe mir oft selbst die Frage vorgelegt, worin denn eigentlich mein Mehr an Können bestand, dass ich als junger Mensch von damals 33 Jahren diesen Posten bekleiden konnte und über Mitarbeiter befahl, die 50 Jahre und älter waren, dazu eine jahrelange Praxis ihr Eigen nannten. Ich glaube, dass ich immer eine gesunde Urteilskraft, einen klaren Blick und eine schnelle Entschlusskraft besessen habe und hierauf möchte ich in erster Linie meine Erfolge zurückführen.

Mit der Zeit hatte sich zwischen mir und der Gefolgschaft eine gute Kameradschaft herausgebildet, ich fühlte mich nun allmählich wohl und war froh, dass ich der Firma Christian Bruhn „Valet“ gesagt hatte, ich hatte hier nun nicht mehr den Kampf ums tägliche Dasein, brauchte nicht jede Mark vor dem Ausgeben einzeln umzudrehen. War ich bisher gewohnt, mit Umsatzzahlen von 10.000 RM bis 100.000 RM zu rechnen, so waren es hier Millionenbeträge, ich fühlte mich im Ganzen freier, nicht mehr so beengt.

Mitten im schönsten Wohlbefinden platzte dann die Bombe, dass wir mit der Elektrizitätswerk- und Straßenbahn AG zusammengelegt würden, da diese Gesellschaft von der Stadt käuflich erworben war. Die tollsten Gerüchte liefen umher, bis ich von Kuhls unterrichtet wurde, wie die Zusammenlegung gedacht war. Geplant war, den kaufmännischen Direktor Mathy,³⁸ der neben anderem politisch nicht in Ordnung war, zu gegebener Zeit durch mich zu ersetzen, ich sollte deshalb frühzeitig die örtlichen Verhältnisse studieren.

Offen gesagt, war mir dieser Auftrag nicht angenehm und ich habe auch viel dazu beigetragen, dass er nicht zur Ausführung kam. Ich machte mich mit dem Direktor Mathy bekannt, die Organisation wurde besprochen und sonst war die Zeit stark mit den Vorbereitungen ausgefüllt. Eine Besprechung jagte die andere. Es war nun festgelegt, dass ich die Leitung des Personalamtes übernehmen und daneben als stellvertretender kaufmännischer Direktor eingesetzt werden sollte. Mein Vorgänger auf diesem Gebiete in der AG war der frühere Stadtrat Mehlis,³⁹ den ich dann am 12. Dezember 1937 ablöste, indem ich als erster nach der Wilhelmstraße 22b übersiedelte. Wieder stand ich vor einer neuen Aufgabe, die insofern recht schwierig war, weil die Übersicht vollkommen fehlte und es sich um Betriebe handelte, die eine Gefolgschaft von ca. 1.600 Mann hatten und einen jährlichen Umsatz von rund 18.000.000 RM erzielten.

In dieser Position bin ich nun 4 Jahre tätig, es waren Jahre harter Arbeit, nichts ist mir in den Schoß gefallen oder geschenkt worden. Mehr denn je ist mir hier zum Bewusstsein

³⁸ Arnold Mathy war als Prokurist tätig.

³⁹ Eberhard Mehlis, NSDAP-Mitglied ab dem 1.2.1930, war unbesoldeter Stadtrat, fungierte 1935/36 hauptamtlich als Führer der SA-Brigade R 57 in Braunschweig. 1936 im Elektrizitätswerk Braunschweig eingestellt, wechselte er 1938 als Werkleiter zum Straßenbahn- und Autobusbetrieb der Stadt Braunschweig. Im Entnazifizierungsverfahren anfänglich in die Kategorie III (Minderbelastete) eingedordnet, verstarb er bereits 1946. (Angaben nach NLA WF 3 Nds. 92/1 Nr. 43768)

Eine Aufsteigererzählung aus der NS-Zeit

gekommen, was eine höhere Schulbildung, die mir doch nicht zur Verfügung gestanden hat, den Lebenskampf erleichtert. Ich musste mir alles aus eigener Kraft aneignen, indem ich jede freie Minute benutzte, um meine Kenntnisse zu erweitern und zu festigen. Das kostet Nervenkraft und macht frühzeitig ernst.

Trotz allem hat es keine Aufgabe in diesem Unternehmen gegeben, die ich nicht gelöst hätte, und es waren wirklich nicht wenige, die mir gestellt worden sind. Ich will heute noch nicht ein abschließendes Urteil über diese, meine jetzige Tätigkeit fällen, da die Entwicklung noch kaum abgeschlossen sein dürfte. Es wird deshalb dem 2. Teil meiner Lebenserinnerungen vorbehalten bleiben, über die Sichtung der Entwicklung abschließend zu berichten. Für mich ist es ein feststehender Entschluss, meine Laufbahn noch nicht als abgeschlossen zu betrachten, ich habe vielmehr den Willen mit aller Kraft zu versuchen meine Position noch zu verbessern.

Ziel aller meiner Wünsche ist die freie Wirtschaft, weil das eigene Können dort mehr zur Geltung kommt und ich mich in solchen Betrieben mehr zu Hause fühle als in öffentlichen Unternehmen, wo die eigene Initiative durch Gesetze und Verordnungen außerordentlich eingeengt ist.

Das Ziel der geheimen Wünsche ist allerdings die Selbstständigmachung. Ob mir das gelingt, hängt nicht von meinem guten Willen und Können ab, dafür ist ausschlaggebend das notwendige Kapital. Bei allen diesen Maßnahmen werde ich es an der erforderlichen Vorsicht nicht fehlen lassen, alle meine Bemühungen und alle meine Sorge gelten ja nur meiner Frau und meinen Kindern, deren Zukunft zu sichern, wird stets meine vornehmste Aufgabe sein und mir immer Ansporn zu weiterem Schaffen geben.

Zweiter Teil [1957]

Als ich im Jahr 1941 den ersten Teil meiner Lebenserinnerung beendete, war ich 38 Jahre alt. Heute, wo ich beginne, den zweiten Abschnitt meines Lebens zu skizzieren, bin ich 54-jährig. Nach der Zeitrechnung sind es sechzehn Jahre, über die es zu berichten gibt, dem Erlebten nach könnte es ein Menschenleben sein.

Der Ausgang des Krieges hat nicht nur berufliche Pläne und Absichten vereitelt, vielmehr gesicherte Existenzen ungezählter Menschen vernichtet. Was bedeutete aber mir solches Geschehen schon gegenüber dem Leid all derer, die die Heimat verloren und als Flüchtlinge irgendwo in der Welt ihr Leben neu zu beginnen hatten. Ganz zu schweigen von den Grausamkeiten, die der Krieg durch Spreng- und Brandbomben auf Wohngebiete verursachte. Die Opfer waren Frauen, Kinder und alte Menschen. Das alles geschah im Zeitalter der Zivilisation und eines zur Schau getragenen kulturellen Empfindens. Tragisch und völlig unverständlich, dass es die Menschen selbst sind, die diese furchtbaren Waffen erdachten und herstellten, um sich damit gegenseitig umzubringen. [Ende des zweiten Teils.]

BRAUNSCHWEIGISCHES JAHRBUCH
FÜR
LANDESGESCHICHTE

IM AUFTRAGE DES
BRAUNSCHWEIGISCHEN GESCHICHTSVEREINS

HERAUSGEGEBEN VON
BRAGE BEI DER WIEDEN

Der ganzen Reihe
Band 101

2020

SELBSTVERLAG DES BRAUNSCHWEIGISCHEN GESCHICHTSVEREINS

Das Braunschweigische Jahrbuch für Landesgeschichte erscheint in der Regel jährlich.

Die Zusendung von Manuskripten erbitten wir an die Schriftleitung in:

38302 Wolfenbüttel, Forstweg 2, Telefon (0 53 31) 93 52 45

heike.ostwald@nla.niedersachsen.de

Anmeldungen zur Mitgliedschaft im Verein, die zum freien Bezug der Zeitschrift berechtigt, werden an die gleiche Anschrift erbeten. Über das Programm und die Aktivitäten informieren auch:

www.braunschweigischer-geschichtsverein.de, <https://histbrun.hypotheses.org>

Der Mitgliedsbeitrag beträgt 30,00 €, für Jugendliche in der Ausbildung 15,00 €.

Bank: NORD/LB, Kontonr. 144 592, BLZ 250 500 00,

IBAN DE8825050000000144592, BIC NOLADE2HXXX

Schriftleitung:

Dr. Brage Bei der Wieden (Niedersächsisches Landesarchiv)

Rezensionen und Anzeigen:

Dr. Silke Wagener-Fimpel (Niedersächsisches Landesarchiv)

Dr. Martin Fimpel (Niedersächsisches Landesarchiv)

Lektorat:

Johannes Angel

Vertrieb:

Buchhandlung Graff

Sack 15

38100 Braunschweig

E-Mail: infos@graff.de

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung für sämtlich Beiträge vorbehalten.

© 2020 Braunschweigischer Geschichtsverein e. V.

ISSN 1437-2959

Druck und Verarbeitung: oeding print GmbH, Braunschweig